

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Zeitung. 1784-1933 1925**

44 (21.2.1925) Wissenschaft und Bildung

# Wissenschaft und Bildung

## Beilage zur Karlsruher Zeitung · Badischer Staatsanzeiger

Samstag, den 21. Februar 1925

### Die geistige Welt des Balkans

Von R. G. Haebler.

Es gibt Bücher, von denen eine seltsam zwingende Kraft ausgeht. Vielleicht denkt hierbei mancher zunächst nur an die dämonische Kraft eines großen Romanes, einer gewaltigen Tragödie, an Verse, die irgendwie seine Seele aufzittern; gewiß, an solche Bücher darf man zunächst denken. Aber es kann auch ein wissenschaftliches Buch so bestellt sein. Man erinnere sich an Oswald Spenglers großes Buch über das Schicksal des Abendlandes oder — um weiter zurückzugreifen — man erinnere sich an Chamberlains „Grundlagen“, die vor etwa 20 Jahren eine ähnliche Rolle spielten, oder an Haebler's „Welträtsel“, wobei es gleichgültig bleibt, ob diese Bücher wirklich das wert sind, was sie wirken. Denn es war ja nur von ihrer Wirkung die Rede. Aber es gibt auch Bücher, von denen solch zwingende Kraft ausgeht, ohne daß sie (aus Gründen, die hier wie dort schwer festzustellen sind) das erreichen, was man gemeinhin einen Publikumsenerfolg nennt. Ein solches Buch war sicherlich vielen A. S. Kober's Schrift „Von neuen Werden in Rußland“, das er als ersten Band der Sammlung „Erdbraut-Eindrücke aus dem Osten“ unter dem Namen: „Unter der Gewalt des Hungers“ herausgab (Eugen Diederichs, Jena). Nun kommt sein zweites Buch: „Balkan“. (Ebenfalls bei Diederichs, Jena).

Das Wesentliche an diesen Büchern ist nicht irgend ein Tatsächliches; Politik, Wirtschaft, Historie, Geographie oder persönliches Erleben; sondern die geistige Welt, aus der Kober erlbt und urteilt: Eine neue Art Geographie zu sehen, eine neue Art Geschichte zu verstehen. Es handelt sich nicht darum, ob man diese neue Art des Verstehens für richtig hält (ich nehme in vielem einen anderen Standpunkt ein und wohl viele andere auch). Aber das besagt nichts gegen Kober. Er glaubt daran, daß es eine völkerschaffende und völkerverstärkende kosmische Kraft der Erde gibt, unter deren Gewalt der Boden aus sich heraus das über ihm Lebende Geschöpf zur Geschichte macht. Er ist Prophet einer neuen Erdkunde, die er „magische“ nennt. Und so sieht er den Balkan, seine Geschichte, die physischen Beziehungen des Landes und der Bewohner, die Idee seiner Völker, ihr So-Sein und ihre historische Aufgabe.

Und so gesehen, gewinnt seine These an Möglichkeit, diese zunächst sehr seltsame, überraschende und nachdenkliche Fiktion: daß der Balkan Europas Schicksal in sich birgt. Nicht in dem politischen Sinne, wie wir es gewohnt sind zu sehen: als ob die Balkanstaaten nur Reflexe der kämpfenden europäischen Großmächte seien, sondern in einem ganz großen weltgeschichtlichen Sinne. Hier fällt die Entscheidung zwischen dem Osten und dem Westen. Zwischen dem Wiedererwachen kosmischer, in Hochasien verwurzelter Urtriebe und westeuropäisch-amerikanischer Kultur. Das neue Reich, das diesmal aus dem alten Teufelskreisweg zwischen Donau, Saal und Vulkan entsteht, wird „nicht von dieser Welt sein“. Es wird uns das Reich „des Antichrist“, oder: das „Dritte Reich“ der Erlösung. Der Balkan ist eine tragische Landschaft, ein tragisches Land. Seine Völker haben seit alters her die Europa gefährlichen Invasionen ausgenommen. Nicht ohne sich irgendwie daran zu bereichern — freilich aber auch dadurch zu erschöpfen, um eine große eigene Geschichte gestalten zu können. Drei Völker sind Brücken zu Europa geworden, freilich in sehr verschiedenen Formen: Griechen, Türken, Rumänen. Die landschaftliche Bedingtheit liegt auf der Hand. Der Grieche ist heute zweifellos der europäischste — wie er immer derjenige war, der am raschesten

und kugelförmig auf die kulturelle und wirtschaftliche Macht reagierte. Weder Römer, noch Türken, noch das moderne Europa hat den Griechen unterkriegen können, auch nicht, wenn sie ihn politisch unterjochten. Unter Rom blieben die Griechen die Träger der Kunst, der Philosophie, der Dichtung. Den Türken waren sie Diplomaten, Krieger, Händler. Dem modernen Europa werden sie die Wirtschaftler und Techniker des Südens immer mehr und mehr werden. Sie werden die Zivilisation des Balkans vollziehen. Die Türken haben ihre Rolle auf dem Balkan ausgespielt; im Grunde waren sie nie eine Realität des Balkans — so fürchtbar und grausam auch das kriegerische Impetiv ihrer Nomadenreligion war. Und die Rumänen? Rumänien hat durch den Abschluß des Weltkrieges von der Entente die Aufgabe erhalten, den Westen vor dem Bolschewismus zu bewahren. Aber ob dieses Volk, dieser Staat dieser Aufgabe gewachsen ist, erscheint fraglich. Er ist umgeben von feindlichen Nachbarn. Es erscheint so als Frage der Zeit, wann dieser künstliche Staat auseinanderbricht. Kober nennt die Rumänen „Gespenster“. Sie „gehen um“, aber sie waren nie, sie sind nicht, sie werden nie sein.

Diese drei Randvölker des Balkans repräsentieren in ihrer Geschichte drei Möglichkeiten der Entwicklung zwischen dem Balkan und Europa: die griechische Methode rein kaufmännischer Geschäfte, die türkische des Eroberens, die rumänische der gegenseitigen Ausnützung. Der Balkan hat in dieser seiner Vorpole die kosmischen Möglichkeiten seiner Landschaft vom Peloponnes bis zu den Karpaten zum ersten Male durchspielt und damit seinen Völkern Fähigkeiten und Schicksale gegeben.

Seute sind wir oder stehen wir am Beginn einer zweiten Epoche. Sie ist bestimmt vom slavischen Kern des Balkan. Was ist ihr Sinn?

Es handelt sich im wesentlichen um Bulgarien und SSS.

Bulgarien ist ein Agrarland, in dem — wir wissen das aus seiner jüngsten Geschichte — der Bauer allein nicht mehr bestimmend sein kann und der Kaufmannstand noch nicht stark genug ist, um allein zu entscheiden. Der Kampf zwischen Mittelalter und Neuzeit, Land und Stadt, Bauerntum und zivilisatorischer Intelligenz spielt sich heute dort ab. Im übrigen sind die Bulgaren die primitivsten aller Balkanbewohner: brutal, fanatisch, jung, gesund. Die große Reserve des Balkan. Männer ohne Seele. Fraglich ist, wie die Entwicklung geht: ob nach Osten oder Westen. Es gibt eine ganze Reihe von Möglichkeiten, und wahrscheinlich ist nur, daß so oder so die Bulgaren eine Zwischensphäre bleiben werden — vielleicht die Rolle übernehmen müssen, die einst die Ungarn zu leiden hatten, als sie den Mongolenanstrich nach Norden abtampften. Bleibt SSS, das neue Serbien, der Kern des Balkan.

Wenn man Serbien nennt, denkt man an Österreich. Österreich hat versucht, und das war seine große Mission, Europa in den Balkan zu bringen. Es ist ihm nicht gelungen. Serbien ist, so sagt Kober, eine absolut ungeistige Welt mit absolut ungeistigen Menschen, die dabei doch kultiviert sind. Und die große Frage ist die: wird an dieser Nahtstelle zwischen Europa und dem Balkan das neue, große Europa sich zusammenfinden oder bricht hier irgendwo eine neue Epoche? Dagegen ist nicht gedacht an irgendwelche Kriege. Es lassen sich auch hier andere Methoden der Entwicklung denken. Es handelt sich dabei überhaupt nicht um politische und kriegerische Geschichte, sondern um ein Problem des Geistes. Europa ist nicht nur ein geographischer oder politischer Begriff, sondern Europa besteht bereits als ein bestimmtes Bewußtsein (das seine letzten Gründe nicht irgendwie

im Politischen, sondern im Wirtschaftlichen hat). Der europäische Mensch ist der Mensch einer bestimmten Kultur und Zivilisation, gleichgültig, ob er in Berlin, Paris, London oder Rom lebt. Und nun erscheint auf dem Balkan, auf der Brücke zwischen diesem Europa und Asien, eine Menschenmasse, die aus dem nur Vitalen zu europäischer Geistigkeit will. Das Balkanproblem ist damit gegeben. Es ist das Problem: Geist und Leben.

Der Europäer ist geistiger Mensch; Europa ist ein zivilisatorischer Begriff, der die exzentrische Tendenz zur Ausbreitung seines Weltbildes, seiner Politik und seiner Wirtschaftsmechanik über die ganze Erde hat. Ihm gegenüber der Balkan. Eine andere Welt. Aber eine Welt, die zu Europa hinwill. Und wohl auch hin muß. Die sich, zweifellos, nicht kolonisieren lassen wird, wie Europa fremde, viel abgelegene Erdteile kolonisiert und einfach europäisch gemacht hat; sondern die — ebenso seltsam wie tief deutungsreich — heute noch dem Europäer eine fremde Welt darstellt, trotzdem sie so nahe liegt. Denn sie hat noch nicht das, was Europa erst zu Europa macht: die Geistigkeit. Sie ist noch ungeistig. Die Religiosität des Balkans ist Nationalismus, zeremonienfreudiges Kirchentum, unkompliziert. Der Einzelne hat noch nicht „seine“ Religion: das untrügliche Zeichen der Nichtgeistigkeit.

Europa ist krank an seiner Zivilisation. Es hat die Lebensnähe verloren. Es sehnt sich nach der großen Einheit, nach der großen Gemeinschaft. Und es leidet daran, daß es weiß: Man kann nicht künstlich wieder primitiv werden, (wie es manche Gruppen der Jugendbewegung glauben); man kann die europäische Zivilisation nicht befeuern. Aber es scheint nicht mehr (oder noch nicht!) aus sich heraus die Kraft zu haben, das Geheimnis aller großen Kultur zu schaffen: die Einheit von Kultur und Zivilisation, von Geist und Form, Idee und Leben.

Möglich, daß vom Südosten her eine Art Erlösung kommt. Kober's Balkanbuch scheint mir wenigstens Möglichkeiten nachzuweisen.

### Wie war Dostojewski?

Von Karl Höpfer

Die Lage des Biographen Dostojewskis ist ganz eigenartig: Hat sonst der Biograph eines anerkannten großen Künstlers vor allem davor auf der Hut zu sein, daß er nicht zum bedingungslosen Lobredner werde, und damit seinen Leser zu überreden, nicht aber zu überzeugen suche, so muß der Biograph Dostojewskis immer auch gleich zu einem Apologeten, zu einem Ehrenretter seines Helden werden. Und das ganz wörtlich genommen. Dostojewskis überragendes Künstlertum und seine einzigartige Geistigkeit sind ja allgemein anerkannt, bleiben mithin aus dem Spiele. Es liegt indes wohl gerade an der so einzigartigen umfassenden Weite seines Wirklichkeitsblickes, und mehr noch, und vor allem an seiner wesentlich auf das Fragwürdige im Menschendasein gerichteten Haltung, die ihn niemals vor irgendeinem Söhlenabgrund der Seele zurückbeben ließ, daß man ihn immer wieder, ganz von Anfang an, und heute mehr als je, zum Kronzeugen aller möglichen, darunter auch ausgesprochen unmoralischen Richtungen macht, und damit sein Bild in den Köpfen weiter Kreise verwirrt und entstellt. Ja, man ist noch weiter gegangen: man hat ihm, für dessen tadelloses Privatleben die Dokumente vor aller Augen liegen — immer wieder gewisse widernatürliche Neigungen, Laster, ja Vergehen angehängt. Und diese unsauberen Phantasiegebilde von der Lebensführung eines Apostels der bedingungslosen seelischen Reinheit sitzen heute be-

### Karlsruher Konzerte

Der wöchentliche Rundgang durch die Konzertsäle führte an verschiedenen, sehr wichtigen Stationen vorbei. Zumal im VI. Sinfonieconcert, des badischen Landesballetorchesters waren es zwei Novitäten, die ganz unabhängig von der Wertung über ihre künstlerische Merkmale etwa direkt den Weg zum menschlich Persönlichsten zweier bedeutender Schöpferaturen finden ließen. Man hörte da zum ersten Male Max Regers mächtig ausladenden „Sinfonischen Prolog zu einer Tragödie“ (op. 108), ein Werk, das wie kaum ein anderes eine fast porträtmäßige Charakteristik seines innersten Gefühlslbens enthält. „Ecce homo“ könnte man diese von geradezu erschütternder Tragik erfüllte Musik überschreiben, die in ihren plastisch begrenzten Formen den Meister auch in selten geläuterter künstlerischer Position zeigt. Mit dieser, in der Gestaltung einer geistigen Kraft ganz einzigartigen Leistung gehört Reger unbedingt zur Kategorie der Einsamen, ähnlich Beudner, mit dem ihn überdies gerade darin eine beinahe gleiche religiöse Gefühlssphäre verbindet. Wie schade, daß Reger sich später wieder ganz hinter der Vergangenheitsromantik verbarg und die großen befruchtenden Zustände, die der Prolog offenbart, abermals gewaltig abhöpfte; denn er hätte sich zweifellos einen weit wichtigeren Platz in der Musikgeschichte behaupten und nachhaltigere Wirkung auch bei den Zeitgenossen sichern können!

Angenehm festelte sodann des langjünglichen Russen M. Strjabin's sinfonische Dichtung „Le poème de l'extase“. Zwar hat all das, was aus diesem ekstatischen Gedicht sowie andern Werken und Sinfonien noch vor wenig Jahren wie eine revolutionäre Fanfare aufblühte, schon heute nur noch relativen Wert. Aber Strjabin's aus übereinander gebauten Quartetten bestehende Afforde z. B. regt sich wohl kein Hörer mehr auf, seitdem Schönberg dessen Anregung in ein richtiges

System gebracht hat. Auch die vielfach fähigen Neuerungen und raffinierten Erweiterungen des rein Instrumentalen sind heute gleich dem Impressionismus Debüßis, von dem sich Strjabin merklich beeinflussen ließ, doch schon viel zu jung. Aber geblieben ist der flüchtige Eigenwert dieser Musik, die aus ihrer vielfältigen Verzweigung heraus — spürbar trististisch — wie jedes wahrhaft große Kunstwerk im Hörer eine starke Gefühlsregung auslöst und somit ihr entscheidendes Moment nicht aus beifälliger künstlerischer Besonderheit oder modernistischen Allüren, sondern unmittelbar aus der Individualität ihres Schöpfers selbst empfängt. Gestattet sei noch die beachtliche Bemerkung, daß Strjabin 1915 in Moskau gestorben ist und nicht in Paris, wo er sich allerdings ebenso wie in Brüssel mehrere Jahre aufhielt. Er gehörte zum Typus der internationalen Künstler, auch auf deutschem Boden lebte Strjabin übrigens längere Zeit und zwar in Heidelberg vornehmlich, dessen Romanität — es dem fatalistischen Schwärmer besonders angetan hatte. — In dem faszinierenden des Abends, Generalmusikdirektor Rudolf Schulz-Dornburg (Hochim), waren alle Voraussetzungen zu einer wahrhaft genialen Interpretation gegeben; den Sonderanpruch auf eine stark verinnerlichte Darstellung, den solche Werke mit Recht erheben, erfüllte er mit der ihm eigenen suggestiven Kraft. So gab es weder gemessene Dosierungen noch übermäßiglich äußerliche Steigerungsercheinungen, sondern eine Hanglich wohl abgewogene Vermittlung, die stets das persönlich Bewußtseine in seiner organischen Notwendigkeit und Echtheit erkennen ließ. Auch der dritten Neuerung der Vortragsfolge, den „Gesichten“ von Bernhard Selles, die sich mehr an ein geistiges und Wohlklang schlüpfendes Publikum wenden, verhalf er zu schönem Erfolg. Diese Miniaturen für kleines Orchester sind geschickt und flott gebaute, hie und da zwar auch zur Manier-

heit neigende Experimente, aber als Instrumentationsstudien doch sehr aparten Reiz beweisender Dokumente. Zur Ergänzung und Bereicherung des Konzertindrucks waren sie daher sehr wohl am Platze.

Mit kaum zu verkümmender Deutlichkeit wurde man in einem Kammermusikabend des böhmischen Streichquartetts den fundamentalen Gegensatz aller Reproduktionskunst inne. Wie natürlich und ungebunden wurde da wieder einmal musiziert gegenüber dem (auch im mechanischen Sinne) vielfach gekünstelten und bis zur Erstarrung oft kultivierten! Am dem Rätsel dieses so unbedünnt frischen Spiels der Böhmern auf die Spur zu kommen, muß man sich vergewissern, daß sie vorwiegend unter der Autonomie des Musikantischen ihre Kunst ausüben und jede akademische Fiktion ablehnen. Das Erstaunliche an diesem Typus ist aber auch, daß die vier musikalischen Charakterköpfe trotz ihres beträchtlichen Alters nichts von ihrer jugendlichen Ursprünglichkeit eingebüßt haben. Dvorak und Smetana lagen selbstverständlich ihrer Physis besonders nahe, aber auch ein mittlerer, von Metaphysik noch kaum beschwerter Beethoven (op. 69, Nr. 2) blieb unter ihren Händen nicht Sachmusik, sondern ward trübsalreiches Formenspiel. Wenn die Musik in erster Linie eine Angelegenheit des Herzens ist und sekundär dann auch wohl einer Bewertung durch den kritischen Verstand fähig dünkt, der kam bei diesem vollstimmigen und überhaupt an spielerischer Freiheit und Beweglichkeit so reichen Musizieren ganz auf seine Kosten.

Zwei weitere Konzerte der Woche hatten Zielrichtung einerseits zu Max Reger, andererseits zu Bach. Die Gründung einer Regergesellschaft, wie sie anderwärts schon vielfach besteht, hätte hier nur mäßige Chancen. So ist es immerhin ein Verdienst, wenn Marg. Voigt-Schweikert in ihren Kammerkonzerten sich der Regerverfleger bewußt widmet und aus dem

reits so fest in vielen Köpfen, daß es demgegenüber gar nichts hilft, wenn man immer und immer wieder darauf hinweist, daß das in so großem Umfang vorliegende biographische Material auch keinen Schatten eines Beweises für die geringste Verfehlung auf diesem Gebiet erbringt, wohl aber gehäufte Beispiele darbietet für die männliche Selbstbeherrschung dieses Dichters.

Dann wird eben behauptet, irgendwo existiere tatsächlich der Beweis, Dostojewski selber habe einem Freund, genannt wird bisweilen Turgenjef, solche Geständnisse gemacht — und sich dann dafür lebenslänglich an ihm gerächt. Geht man indes der Sache auf den Grund, so findet sich auch hier nichts als elender Klatsch. Trotzdem erhält sich die Legende von der Berührung dieses großen Dichters. Das wäre freilich gar nicht möglich, wenn es sich um gewollte Ehrabschneidung handelte, wenn diejenigen, die solches verbreiten, sich auch bewußt wären, daß sie dem toten Meister schweres Unrecht antun. Aber nein! Sie sind weit entfernt, dem Dichter irgend einen Vorwurf daraus zu machen. Im Gegenteil! Sie glauben, das gehöre gleichsam organisch zu seinem Wesen, ohne dies sei sein gewaltiges Werk gar nicht denkbar und es mache uns doch alle derart zu seinen Schuldnern, daß demgegenüber solche kleine Besonderheiten auch gar nichts zu sagen hätten. Vor den Erfindern und Verbreitern seiner Unehre ist mithin der Dichter gerechtfertigt. Freilich hätte er auf ihr Urteil kein allzu großes Gewicht gelegt: er haßte ja sein ganzes Leben lang niemanden mehr als Aestheten und spielerische Amoralisten. Indes verbreiten jene seine „interessanten Absonderlichkeiten“, und da fängt dann erst das wahre Übel an: die reine Auffassung seines Werkes ist heute bereits in weiten Kreisen bedroht — und es kam schon so weit, daß wohlmeinender Warnungsruf vor diesem Dichter erscholl. Als ob man überhaupt zu warnen vermöchte vor einem Dichter! Als ob das irgendeine Wirkung haben könnte, selbst wenn ein Anlaß dazu denkbar wäre! Dostojewskis Märtyrertum, das ihn sein ganzes Leben hindurch verfolgte, um ein so gewaltiges und dabei so qualvolles Werk aus ihm herauszupressen, blieb ihm mithin auch nach seinem Tode treu. Jetzt aber schadet es seiner geistigen Auswirkung.

Bei einer Biographie Dostojewskis wäre anzugehen von den zweifellos feststehenden Daten über sein Leben und seinen unzweideutigen Äußerungen über seine eigene Person, sein Schicksal und sein Schaffen. Aus dem allen heraus und wesentlich aus dem Werke selber, müßte dann die eigentliche Problematik seiner Dichtungen zu erfassen gesucht werden in ihrem innern Zusammenhang, wobei indes jeder Rückschluß auf seine sich unmittelbar im Leben auswirkende Persönlichkeit ebenso zu vermeiden wäre wie jeder Anspruch darauf, in irgend einem Falle klüger zu sein als der Dichter selber, ihn besser zu verstehen, als er sich selber verstand. Denn selbstverständlich verhalten sich Schicksal und Werk eines Dichters niemals zu einander so, wie Ursache und Wirkung, vielmehr höchstens, und auch das nur im allerweitesten Sinn, wie Stoff zur Form. Die Beantwortung der Frage, ob und wie weit der Dichter sich selber in seinem Werke schilderte, liegt außerhalb der Aufgaben seines Biographen, zumal man hier niemals über bloßes Erraten herauskommt, das eigentlich niemandem interessieren kann. Dagegen sagt man in den von einem Dichter behandelten Problemen zweifellos noch am sichersten seine bewußte, nachgeprüfte, gewollte Persönlichkeit, braucht man so noch am wenigsten zu fürchten, ihm Unrecht zu tun — alles andere an seiner Person geht aber eigentlich nur noch den Spezialforscher an (den Soziologen, Arzt, Psychiater u. a.). Jenes heute so beliebte, und gerade Dostojewski gegenüber bis zum Überdruß angewandte Rauern auf „Fehlhandlungen“, auf scheinbare Episoden in dem Werke, eines Dichters, worin er sich als Mensch verraten, in denen er wider Willen eine ihm persönlich notwendige Weichte ablegen soll —

alles dieses bleibt unüberträglich mit der seelenoffenen, unbereinigten Aufnahme seines Werkes, und überdies ist das gar nicht durchzuführen in menschlicher Sauberkeit und geistiger Reinhaltung.

Mögen diejenigen, die da z. B. behaupten, Dostojewski sei rasend eifersüchtig und unbändig sinnlich gewesen, den Beweis hierfür aus seinem Leben erbringen — wo ich ihn nirgends zu finden vermochte. Und das gleiche gilt für die Verfechter der These, die Liebe zur Menschheit habe diesem Dichter nur als Notbehelf gedient, da er außerstande gewesen sei, an den wirklichen Menschen heranzukommen. Und was man noch weiter von diesem Dichter faßelt.

Was dabei denjenigen, der das gesamte biographische Material über Dostojewski in Händen hatte, am meisten überraschen muß, ist, daß sich im Gegensatz zu allen, auch den russischen Biographen Dostojewskis, durchaus kein einzig genuiner, krankhaft mißtrauischer, verfolgungswahnsinniger, sich unausgelebt als Märtyrer fühlender Mensch ergibt, vielmehr eine unverwundlich mutvolle, innerlich stets feste, muntere, an allem teilnehmende und meist zum Scherz aufgelegte Persönlichkeit, die nur gar keine Furcht mehr vor dem Geiste kannte und sich dabei elementar an das Schicksal der Menschheit gebunden fühlte. Das fällt zunächst bei der Durchsicht des Briefwechsels auf, der durchweg, soweit er bis jetzt vorliegt, (vom sechzehnten Lebensjahre Dostojewskis bis zu seinem Tode) diesen Charakter zu erkennen gibt. Und damit steht in vollem Einklang alles dasjenige, was wir an sonstigem biographischen Material über Dostojewski besitzen, seine eigenen persönlichen Bekenntnisse, die Aussagen seiner nächsten Freunde, mit denen ihn jahrzehntelange Freundschaft verband, und auch die Schilderungen von ganz zufällig ihm Begegnenden. Offenbar diente im zarischen Rußland Dostojewskis Lebensbeschreibung ebenso wie alle seine Werke vornehmlich als Material für die „anklagende Richtung“.

Kennt man das gesamte biographische Material über Dostojewski, so kommt man notgedrungen zu diesem Schluß: Der Mensch Dostojewski war durchaus unproblematisch. Das Problematische der Menschennatur bildete nur seinen Gegenstand. Er selber ging ganz schlicht, bürgerlich, oft sogar sehr kleinbürgerlich, doch immer richtungsfest durch sein ganzes bescheidenes typisches Literaturdasein: „Der Sinn für persönliche Würde überwiegt alles andere bei ihm.“ So urteilte über ihn einer seiner ältesten Freunde.

## Die Schlafkrankheit und ihre Bekämpfung

Von Dr. W. L. Garb.

Ein Triumph deutscher Forscherarbeit.

Die Schlafkrankheit ist eine Seuche des tropischen Afrika, die dort hunderttausende von Opfern forderte, bis es, im wesentlichen, deutscher Forscherarbeit gelang, ihre Ursache aufzudecken und die Mittel zu ihrer Bekämpfung zu schaffen. Der Engländer Sir David Bruce war der erste, der als Erreger einen im Blute kreisenden, mikroskopisch kleinen Parasiten fand, das sogenannte Trypanosoma gambiense; Robert Koch, der verstorbenen große deutsche Forscher, bestätigte und erweiterte unsere Kenntnisse über den Parasiten. Man stellte fest, daß der Bazillus durch eine bestimmte Fliegenart, die Tsetsefliege Glossina palpalis, von Erkrankten auf Gesunde übertragen wird, ähnlich wie die Malaria durch den Stich einer Mückenart, der Anopheles, weitergetragen wird. Man fand weiter, daß die Übertragung nicht rein mechanisch erfolgte, daß vielmehr der Parasit in seinem Herdort, das Tsetsefliegen, ein bestimmtes Entwicklungsstadium, das meh-

tere Wochen dauerte, durchgemacht haben mußte, ehe er überleben bringend weiter wirken konnte.

Auf Grund dieser so gewonnenen Kenntnisse mußte die Bekämpfung der Seuche von zwei Seiten vor sich gehen: einmal durch Vernichtung der Fliegenart und zweitens durch direkte Unschädlichmachung des Parasiten. Das erstere geschah durch Abholzung der Wälder, an den Flußläufen, an denen hauptsächlich die Fliegen vorliefen, und die Urbarmachung des Bodens und seine Bepflanzung mit Karloffeln und anderen niedrigen Kulturen, um ein Hochwachsen von Sträuchern und Bäumen, die in diesem tropischen feuchten Klima sonst sehr schnell wieder erfolgen und den Fliegen neuen Unterschlupf geben könnten, zu verhindern. Oder man schloß die verseuchten Gebiete ganz ab oder erlaubte ihr Betreten nur zur Nöthigkeit, wenn die Fliegen ruhten.

Der zweite Weg, der der direkten Bekämpfung, geschah durch Einverleibung eines Arsenpräparates, des Nilotol. Die Heilerfolge waren nicht allzu groß, etwa 25 Prozent. Aber weiterer unermüdlicher Arbeit im Laboratorium der Kaiserlichen Farbenfabriken gelang es, ein Mittel ausfindig zu machen, das weder Arsen noch ein anderes Metall enthält, zur Garnstoffgruppe gehört und eine fast spezifische Einwirkung auf die Trypanosomen ausübt; das Präparat ist unter dem Namen „Laver 205“ bekannt und wird jetzt unter dem Namen „Germanin“ in den Handel gebracht.

Auf der Expedition, die der Nachfolger Kochs am Berliner Institut für Infektionskrankheiten, Professor Kleine, mit seinem Mitarbeiter, Oberstabsarzt Dr. Fischer, im englischen Rhodesien und im belgischen Kongo vom September 1921 bis 1923 unternahm, gelang es, fast alle Fälle der Krankheit in den ersten Stadien zu heilen und auch im letzten Stadium noch Erfolge zu erzielen.

Drei Stadien unterscheidet man bei der Schlafkrankheit: das erste, bei dem die Parasiten im Blute kreisen und zu heftigen Fieberanfällen führen; das zweite, das durch Drüsenvergrößerung, besonders am Hals und Nacken, charakterisiert ist, und das dritte, bei welchem die Parasiten ins Gehirn dringen, wodurch dann heftige Kopfschmerzen, Aufregungszustände, Unsicherheit in der Bewegung der Glieder, Ermattung, Abspannung, Schlafsucht zu allen Zeiten, Erschöpfung durch die Unmöglichkeit ausreichender Ernährung und schließlich als Endstadium der Krankheit herbeigeführt wird. — Die ersten beiden Stadien sind dadurch für die Weiterverbreitung so gefährlich, daß die Kranken noch arbeitsfähig die Seuche auch in gesunde Gegenden übertragen können.

In den ersten beiden Stadien hatte das Mittel, das, wie z. B. auch Salvarsan, direkt in die Blutbahn, in die Elbogenvene, gespritzt wird, 3 bis 4 mal im Monat 1 Gramm, in den meisten Fällen dauernde Heilungen erzielt; aber auch im letzten Stadium gelangen, wenn die Affektionen des Gehirns nicht zu alt waren, Besserungen, jedenfalls Verbesserungen.

Die Erforschung und Bekämpfung dieser verheerenden Seuche ist ein Triumph medizinischer Wissenschaft. Nicht nur kann durch dieses Mittel ein großer Teil der Kranken gerettet werden; dadurch, daß das Medikament die Trypanosomen auch bei den Unheilbaren wenigstens im Blute abtötet, wird auch die Verbreitung gehemmt; die Tsetsefliege, die an ihnen saugt, kann keine Krankheitskeime aufnehmen, vermehren und weitertragen.

Tropische Kolonien aber erhalten ihren Wert erst durch eine gesunde, friedlich-sehnsüchtige Eingeborenenbevölkerung. Der Neger ist in diesen Gebieten durch europäische Einwanderung nicht zu ersetzen, der Weiße ist in den Tropen auf die Dauer den an ihn gestellten Anforderungen körperlich nicht gewachsen. Das Wohl der schwarzen Masse liegt daher im engsten Interesse der kolonisierenden Nationen, es war durch die verheerenden Wirkungen der Schlafkrankheit aufs schwerste bedroht. Die gesunden Heilungsmöglichkeiten durch das neue Mittel „Laver 205“ bzw. „Germanin“ ist eine großartige erste Rangstufe. Der Kultur sind weite Länderstrecken neu erschließbar.

Gesamtoeuvre bald Altes, bald Neues zur Sonderausführung bringt. Willige Vorbeeren sind damit auch heute noch nicht zu verdienen. Selbst wenn die Violinfonate e-moll op. 122 z. B. noch feinfühler und liebevoller gespielt werden sollte, als es besonders vom Klavier her geschah, wird man doch immer bemerken, daß Neger sich an das Detail verliert und die große Linie vernachlässigt. Und das Trio für Violine, Viola und Klavier (op. 2) ist ebenfalls unwichtig und höchstens aufschlußreich für die von Brahms u. Schumann herangezogenen Anregungen. Weiben noch mehrere Lieder als gefällige Ohrweide in guter Erinnerung, zumal Lily Luitze in gesteigertem Ausdruck darbot und mit einer Stimme, die von den Schönheitsgesetzen der gesungenen Kultur gar manches besitz. An der Ausführung der übrigen Werke waren neben Marg. Voigt-Schweikert (Violine) Mathilde Roth (Klavier) und Kammermusiker Hugo Kühnle (Viola) mit respektablen Stimmen beteiligt. — Ein Violin-Konzert in der evangelischen Stadtkirche verließ würdig dem weltgeschichtlichen Höhenstandpunkt, den diese musica sacra einnimmt. An Bach verübigen sich zuweilen jübiere geringwertige Geister, daß man sich wirklich freut, wenn seine Werke einmal auch qualitativ ausgeschöpft und ob ihrer absoluten Größe respektiert werden. Wie Dr. Johannes Müller einige Orgelstücke vortrug, das war nicht die alltägliche Umgangssprache. Einige Feinheiten und wohlproportionierte Gegensätzlichkeiten, soweit sie dem gerade nicht idealen Instrument abgetrotzt werden konnten, ließen einen Spezialisten erkennen. Auch für die Sopranistin Würth-Imbert scheint die Bachsche Arioso- und Lieberkühnle ein beachtliches Sondergebiet. Dem erstgenannten Prinzip dieses Konzertes (insofern ihm eben manch Abstraktes, Instrumentales beigegeben ist) wurde sie überraschend gut gerecht. Hohe Musikalität ist der Geigerin Frieda Schille ebenfalls nachzuräumen; denn aber bei ersterer Nachprüfung des Gehörten sich doch einige Zweifel erhoben, so war es nun Händen begründet, daß der Chaconne das Primat der Männlichkeit ausschlaggebend aufgedrückt ist. Unter feiner Verfeinerung verankert zudem in den für Violinfonaten überaus ungünstigen akustischen Umständen des großen Kirchenraumes.

Da sich in dem Gesang Ruth Peritas, die im Tagheim der Technischen Hochschule konzertierte, eine starke Persönlichkeit

ausdrückt, lohnte sich schon der unbedeutsame Gang dorthin. Man hörte mit sicherem und feinem Verständnis die Gruppen von Beethoven, Neger und Wolf. Wofen das rein Materielle des weichen Organs nicht immer elementare Wirkung erzielt, so fesselt doch der individuelle Klang und die verinnerlichte Darstellung der lyrischen Redern. Schöpfungen mit dramatischem Einschlag sollte die Sängerein allerdings vorläufig besser noch meiden, da sie einen unnötigen Zwiespalt der Meinung über ihr positives Können heraufbeschwören. Temperamentlos und im Technischen unfertig, also im Ganzen ungenügend erwies sich die Begleiterin.

S. Sch.

Das Gesicht der Wohnung. Es gibt ein physiognomisches Grundgesetz, das in allem menschlichen Tun wirkt und von allem Lebendigen anerkannt wird. Seine Hauptpunkte sind erstens, daß jedes Innere sich in der Stoffwelt mit charakteristischen, ihm allein gehörigen Zügen ausdrückt; zweitens, daß wir infolge dessen bei unseren Urteilen von Äußerem auf das Innere schließen. Verweilen wir zunächst bei diesem zweiten Punkt. Wir treiben alle „Physiognomik“. Wir sehen die Hände eines Menschen an, und schon beginnt unsere Urteilskraft einen Schluß auf seinen Charakter zu ziehen. Wir betrachten die Handschrift, das Ohr, den Mund, das Haar, wir nehmen das Ornament des Ganges, des Winkens und Gesten, den Klang des Organs in uns auf, und aus allen Einzelheiten ziehen wir, ob wir wollen oder nicht, arglos und voller Vertrauen Schlüsse auf Geist und Seele. Wie sehr wir gewohnt sind, auf diesen Zusammenhang zwischen Außen und Innen, „Gesicht“ und Wesen zu vertrauen, erfahren wir sehr deutlich da, wo er „unterbrochen“ wird, d. h. wo der Schluß vom Äußerem auf das Innere offensichtlich „schleht“. Das große Beispiel für eine solche Fälschung des physiognomischen Zusammenhanges ist die Maske. Wir antworten auf diese Fälschung mit Unwohl, Stutzen, Betroffenheit. Das läßt sich in hundert Fällen zum heiteren Lachen auf. Aber in ersten Fällen kommt es zu stärksten Unwohlgefühlen. Jeder Schreck über eine ernsthafteste Verleumdung behältigt den gemeinen Punkt des physiognomischen Grundgesetzes. Wir können überhaupt nur leben unter der Voraussetzung, daß der Schluß vom Äußerem auf das Innere untrüglich ist. Der erste

Punkt jenes Gesetzes aber besagt, daß kein lebendiges Wesen sich der Forderung entziehen kann, seine innere Art in dem Stofflichen Material seiner Umwelt eindeutig und charaktervoll auszudrücken. Die Menschen ahnen im allgemeinen nicht, wie sehr sie sich offensichtlich „enthalten“ durch die Art und den Grad, womit sie jener Forderung entsprechen. Das Sprichwort sagt: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist!“ Goethe sagt: „Handle, daß ich dich kenne!“ Aber wir gehen heute viel weiter: „Zeige mir deine Wohnung, und ich habe dich durchschaut!“ Unzweifelhaft prägen sich alles Nützliche und Ehle, alles Schwämmiges und Halbe in dem Apparat von angeblich „leblosen“ Dingen aus, der uns umgibt. Zum mindesten müssen wir uns alle gefallen lassen, daß wir insgeheim vom Geist unserer Wohnung für alle ihre „Mienen“, für alle ihre Charakterzüge verantwortlich gemacht werden. Und machen wir uns klar, wie sehr sich alle Nachahmungen in dieser Hinsicht rächen. Da gibt es keine Entschuldigung, keine Berufungsinstanz. Die Wohnung gehört zu unserem „Aussehen“, „Gesicht“. Die Wohnung gehört zu unserem „Aufreten“ so eng wie Anzug und Benehmen. Sorgen wir dafür, daß sie stets eine Empfehlung für uns sei und uns selbst in unserem Wert steigere! Denn das ist der dritte Punkt des physiognomischen Grundgesetzes: Äußeres wirkt auf Inneres aktiv zurück! Genau so wie eine aufrechte, kraftvolle Haltung zu der wir uns disziplinieren, oder eine ermorbene Sorgenfalt in der Kleidung steigert auf unsere Seelenzustand zurückwirken, genau so gut wirken die Dinge der Wohnung, bildend, formend auf den Menschen zurück. Die Möbel, die uns umgeben, können schwächend, mindern auf uns wirken, sie können aber auch „engenisch“ d. h. züchtend, stärkend, verfeinernd, klärend wirken werden. . . . Wir müssen lernen, das Wohnen, also insbesondere die Ausstattung unserer Wohnung, als ein Hauptkapitel moderner „Eugenik“ anzusehen. Wir müssen dafür sorgen, daß unsere Wohnung uns nicht nur kräftigt, beruhigt und sichert, und daß sie richtig zu wählen verbleiben! . . .

S. Ritter.  
Dr. Alexander Koch herausgegeben, f. h. r. Zeitschrift für Wohnungskultur. „Innen-Decorations“-Verlagsanstalt Alexander Koch G. m. b. H., Darmstadt. — (Einzelsch. Mark 2.50.)